

STEVE CARTER

#willkommen

WIE WIR MENSCHEN FÜR DEN GLAUBEN BEGEISTERN

Aus dem Englischen von Renate Hübsch

GerthMedien

Inhalt

Vorwort	6
#willkommen	9
<i>Teil I: Leben</i>	25
#1: Meine Geschichte, unsere Geschichte	26
#2: Von leicht zu heilig	37
#3: Grenzzieher oder Friedensbringer?	47
<i>Teil II: Offen sein</i>	59
#4: Knochenmark	60
#5: Jeder – jederzeit	73
#6: „Massevot“	87
#7: Absichtlich bewusst	99
<i>Teil III: Beziehungen bauen</i>	111
#8: Ein neuer Name	112
#9: Neugierig	121
#10: Das Wichtige zuerst	132
<i>Teil IV: Risiken eingehen</i>	145
#11: „Hilfe!“	146
#12: Störung als Chance	157

#13: Von Dächern und Brunnen	172
#14: Das einladende Leben – Ihre Version davon	184
<i>Danksagungen</i>	199
<i>Anmerkungen</i>	203

Vorwort

Ich war schon häufiger an Orten, an denen ich eigentlich nichts zu suchen hatte, als an Orten, für die ich auch tatsächlich eine Einladung hatte. In meiner Jugend ging ich davon aus – wie viele andere auch –, dass man mich vermutlich an viele der Plätze, die ich selbst gern sehen wollte, nie einladen würde. Aber dass ich nicht eingeladen war, hielt mich nicht davon fern, obwohl das in ein oder zwei Fällen sicher besser gewesen wäre. Meine Neugier darauf, was ich dort vorfinden würde, war größer als meine Angst davor, was passieren würde, wenn ich hinging. Und dieses Prinzip gilt zu großen Teilen auch für mein Glaubensleben.

Zu den schönsten Gebäuden in Washington, D.C. zählt die Library of Congress. Sie ist über zweihundert Jahre alt und, nebenbei bemerkt, die älteste Institution in unserem Land. Die Regale dieser Bibliothek haben eine Gesamtlänge von 1421 Kilometern, auf denen wiederum 33 Millionen Bücher stehen, und außerdem beheimatet die Library of Congress die größte Landkartensammlung der Welt. Als ich wieder einmal in Washington war, stahl ich mich einfach hinein. Ich wollte herausfinden, was es im Inneren dieses Gebäudes zu entdecken gab. Es war schon sehr spät am Abend, und ein Filmteam drehte gerade einige Szenen für einen Film. Eine Tür stand offen, also ging ich rein. Woran ich mich hauptsächlich erinnere, ist, dass ich die meiste Zeit unter Schreibtischen kauerte oder mich hinter

Bücherstapeln verbarg, um nicht entdeckt zu werden. Da das Licht aus war und ich die meiste Zeit damit verbrachte, mich zu verstecken, war ich zwar in der Library of Congress, bekam aber leider nicht sehr viel von dem mit, was es dort zu entdecken gab.

Jahre später erhielt ich tatsächlich eine Einladung zu einem Event in dieser Bibliothek. Es war bloß eine sehr überschaubare Anzahl von Gästen eingeladen, die auch nur dann eingelassen wurden, wenn sie diese Einladung vorzeigen konnten. Wie ich auf die Gästeliste kam, weiß ich bis heute nicht. Mein erster Gedanke war, dass sie mich mit irgendjemandem verwechselt hatten. Doch wenn man den größten Teil seines Lebens mit dem Gefühl zubringt, nicht eingeladen zu sein, und dann doch mal eine Einladung erhält, fragt man nicht lange – man geht hin. Diesmal trug ich keine Jeans, sondern Anzug und Krawatte, und statt einer Taschenlampe hielt ich wie die anderen gewichtige Dokumente unserer Gründerväter in den Händen.¹

Bei diesem Empfang stand ich schließlich in den Räumen, in denen ich mich damals versteckt hatte, und zum ersten Mal konnte ich sehen, was ich bei meinem ersten heimlichen Besuch nicht gesehen hatte. Denn diesmal war das Licht an. Das half ungemein. Aber an jenem Abend passierte auch *in mir* etwas. Mir wurde bewusst: Der größte Unterschied zu meinem ersten Besuch war nicht der, dass die Räumlichkeiten jetzt erleuchtet waren. Nein, es war, als sei auch in mir ein Licht angeknipst worden. Denn diesmal wusste ich, dass ich tatsächlich eingeladen war. Und das führte dazu, dass ich die Freiheit hatte, mich mit den anderen Gästen zu unterhalten, die Bücher, hinter denen ich mich zuvor nur versteckt hatte, in Augenschein zu nehmen und die ganze Pracht und Schönheit, die mich umgab, tatsächlich zu bewundern. Ich war zwar schon einmal in diesem Gebäude gewesen, aber ich hatte es bisher noch nicht wirklich erlebt. Und das ist ein ziemlich großer Unterschied.

Steve Carter ist ein bescheidener und weiser Zeitgenosse. Und er hat ein fantastisches Buch geschrieben. Sein Thema: Wie kann man den eigenen Glauben so leben, als sei man eingeladen – und was heißt es, Risiken einzugehen, um andere ebenfalls einzuladen? Es ist, als hätte er den Hauptschaltkasten gefunden und alle Lichter im Gebäude angeknipst. Und als hätte er dann anschließend noch den endlosen Ticketvorrat entdeckt und einfach angefangen, die Eintrittskarten auszugeben – an jeden, den er trifft, weil er möchte, dass alle wissen, dass auch sie eingeladen sind. Auf den Seiten dieses Buches hat er nicht bloß jede Menge interessanter Dinge über Jesus zusammengetragen – er weiß schließlich, dass es den meisten von uns nicht an Informationen mangelt. Nein, in den folgenden Kapiteln führt er uns behutsam und schrittweise durch die weiten Räume der Zusagen, die Gott uns über den weiten Bogen der Jahrhunderte hinweg im Evangelium zuflüstert.

Dieses Buch lädt ein zu entdecken, wie sehr Gottes Herz für die Menschen schlägt – und selbst nach dem Rhythmus dieses Herzschlags zu leben. Es lädt ein zu entdecken, dass Gott alle Menschen zu sich ziehen will, und dabei mitzumachen. Es erinnert uns daran, dass Jesus die Türen weit für uns geöffnet hat und dass wir nun das Vorrecht haben, an der Schwelle zu stehen und andere willkommen zu heißen – unsere Familie, unsere Nachbarn, Freunde und Fremde. Alle. Kurz gesagt: Dieses Buch führt uns vor Augen, wie anziehend und schön ein Leben ist, das in dem Bewusstsein gelebt wird, dass wir tatsächlich eingeladen sind. Und es zeigt, was im Leben unserer Mitmenschen geschehen kann, wenn wir ihnen sagen: Ihr seid hier auch willkommen.

Bob Goff

Gründer von *Restore International*

Autor von *Lebe. Liebe. Los!*

#willkommen

Im vergangenen Jahr erhielt ich einen dieser Anrufe, vor denen wir uns alle fürchten.

Mein Mentor Hal war bei einem tragischen Motorradunfall ums Leben gekommen. Er war erst siebenundvierzig. Ich kämpfte mit den Tränen und bekam deshalb nicht viel von dem mit, was mir am Telefon gesagt wurde. Alles um mich verstummte, und das Leben lief plötzlich wie in Zeitlupe ab. Als ich auflegte, klangen mir nur noch die Worte im Ohr: „Steve, es tut mir so unendlich leid.“

Was tut man, wenn man einen Menschen verliert, der im eigenen Leben eine wichtige Rolle gespielt hat und schlichtweg unersetzlich ist? Ich konnte mir keine Welt vorstellen, in der es Hal nicht mehr gab – und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Wie sich zeigte, ging es vielen anderen ebenso. Mehr als fünfzehnhundert Menschen aus aller Welt kamen zu Hals Beerdigung, um ihm das letzte Geleit zu geben. Während die Menschen in die Halle strömten, spielte die Band ein Medley mit Hals Lieblingsongs. Dann eröffnete sein bester Freund aus Kindertagen den Trauergottesdienst mit den Worten: „Willkommen. Willkommen hier und heute. Willkommen – dieses Wort bringt Hals Leben sehr gut auf den Punkt. #willkommen – das wäre ein wirklich geeigneter Hashtag dafür. Jeder Einzelne von euch ist heute hier, weil Hal euch in seinem Leben willkommen geheißen und in die Arme geschlossen hat. So war er eben.“

Während ich den zahllosen Beiträgen lauschte, in denen Menschen ihre Erinnerungen an Hal teilten oder beteten, wurde mir erst richtig bewusst, dass Hals Wirkungskreis riesig gewesen war. Als ich meinen Blick durch den überfüllten Raum schweifen ließ, merkte ich, wie unterschiedlich die Menschen waren, die hierhergefliegen oder -gefahren waren, um an diesem Gottesdienst teilzunehmen. Hier saßen Konservative neben Liberalen, Atheisten und Agnostiker, Evangelikale und Mennoniten, Heterosexuelle und Homosexuelle, Kirchenmitglieder und Kirchenferne. Der Imam der muslimischen Gemeinde vor Ort gestaltete den Gottesdienst ebenfalls mit. Er brachte seine Trauer und seinen Dank für einen Menschen zum Ausdruck, der sich unermüdlich dafür eingesetzt hatte, dass die unterschiedlichen Menschen und Religionen in seiner Stadt einträchtig zusammenleben konnten.

Hals Erfolgsrezept? An seinem Tisch war jeder willkommen.

Viele Jahre lang hatte Hal mit den Menschen gelebt, hatte mit ihnen gegessen, Kaffee getrunken, Konzerte und Sportveranstaltungen besucht und humanitäre Projekte ins Leben gerufen. Dabei hatte er erkannt: *Überall* ist heiliger Boden, und *jeder Augenblick* bietet Gott die Möglichkeit, die Menschen zu erreichen. Alle Menschen.

Hal war die Verkörperung dessen, was es heißt, ein einladendes Leben zu führen. Sein Leben fußte auf dem Bewusstsein, wie sehr Gott ihn und jeden Einzelnen liebt. Wenn er irgendwo auftauchte, konnte man sofort sehen, was Gott in seinem Leben tat. Er begegnete Menschen auf eine Weise, dass sie sich einfach mit ihm anfreunden wollten. Ihm war das wichtig, was auch Gott wichtig ist. Er wagte es, andere einzuladen, Jesus kennenzulernen.

Als ich im Anschluss an die Trauerfeier nach Chicago zurückflog, fragte ich mich, was für eine bunt gemischte Menge von Menschen wohl bei meiner eigenen Beerdigung zusammenkommen wird. Wer-

den die Menschen, deren Leben ich irgendwie positiv beeinflusst habe, eine homogene Gruppe aus Personen sein, die so denken, so wählen und sich so anziehen wie ich? Menschen, die dasselbe glauben wie ich? Oder wird mein Leben für etwas stehen, das mehr der Lebensweise von Jesus und seinen Jüngern entspricht?

Und wie sieht es bei Ihnen aus? Wie offen ist Ihr Leben für Menschen, die völlig anders sind als Sie? Wer ist an Ihrem Tisch willkommen?

Sehnsucht nach Zugehörigkeit

Heute leben fast 7,7 Milliarden Menschen auf diesem Planeten.² Millionen, wenn nicht sogar Milliarden davon sind einsam und sehnen sich danach, irgendwo dazuzugehören. Sie hungern danach, auf bedeutungsvolle Weise mit anderen verbunden zu sein. Sie wollen lieben und geliebt werden, und sie wollen einen Sinn für ihr Leben. Sie sehnen sich nach einer Einladung zu etwas Wesentlichem, an dem sie beteiligt sein können. Sie werden Mitglied in Klubs, Gangs, Sekten, Religionen oder Initiativen jeder Art, nur, um irgendwo akzeptiert und angenommen zu sein.

Mein Freund Joe hatte einen schwierigen Start ins Leben. Vom alkoholbedingten Tod seines Vaters, als Joe zwei war, über den Tod eines Cousins an einer Überdosis Heroin bis zum tragischen Mord an seiner Freundin – die Menschen, die Joe am nächsten standen, wurden ihm genommen. Joe reagierte auf seine Weise auf den Schmerz des Verlassenwerdens: Er tat alles, um sich einen Platz in einer Gemeinschaft zu sichern, die ihn nie im Stich lassen würde. Mit der Zeit setzte sich ein abgrundtiefer Zorn in ihm fest und bestimmte mehr und mehr sein Verhalten. Joe hatte mittlerweile

keinen festen Wohnsitz mehr und war Teil einer Chicagoeer Straßengang. Er hatte sich die Haare abrasiert und auf die Fingerknöchel die Worte *Liebe* und *Hass* tätowiert. Und er hatte auch keine Skrupel, andere zu verletzen, was ihn eines Abends vor das Hauptquartier einer verfeindeten Gang führte. Als Joe und andere Mitglieder seiner Gang vorfuhr, fielen plötzlich Schüsse aus dem Haus. Joes Leute erwiderten das Feuer und rannten dann um ihr Leben. Während er lief, spürte Joe eine Hand auf seiner Schulter. Im nächsten Moment hatte er den Angreifer auch schon zu Boden geworfen und prügelte mit der Pistole auf ihn ein. Panisch, übernervös und völlig außer sich vor Zorn traktierte er sein Opfer, bis er erkannte, dass der „Angreifer“ die Freundin seines besten Freundes war.

Joe wurde wegen versuchten Mordes und unerlaubten Schusswaffengebrauchs zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Dort begann er, darüber nachzudenken, was ihn wirklich in diese acht Quadratmeter große Zelle gebracht hatte. Die Antwort war einfach: ein tiefes Verlangen danach, irgendwo dazuzugehören, eine Sehnsucht danach, dass ihn jemand wirklich durch und durch kannte, und ein Hunger nach einem Sinn im Leben. Nach seiner Entlassung lud ein Freund Joe in die Willow Creek-Gemeinde ein. Joe hatte nichts mit Gott am Hut, aber er ging trotzdem mit. In diesen anderthalb Stunden am Sonntagmorgen fand er, wonach er sein Leben lang gesucht hatte: Gnade, Frieden, Liebe, Sinn und Zugehörigkeit.

Ich glaube, wir Christen wünschen uns alle, ein Leben zu führen, das etwas für das Reich Gottes bewegt. Wir möchten ein riskantes, mutiges Leben führen und auch bereit sein, uns auf jede Sprache, Gruppe und Nation einzulassen. Wir wünschen uns, ein Leben zu führen, das anderen vermittelt: „An meinem Tisch sind alle willkommen.“ Aber oft hält uns irgendetwas davon ab, auch tatsächlich so zu leben, dass unser Glaube an Christus ganz praktisch wird.

Irgendetwas hält uns davon ab, etwas Entscheidendes im Reich Gottes zu bewirken. Ich denke, manchmal übersehen wir einfach, wie groß das Geschenk unserer eigenen Erlösung ist. Wir vergessen, wie sehr jeder Einzelne Gott am Herzen liegt. Manchmal machen wir uns Sorgen darüber, was die Leute wohl sagen werden. Wir fürchten die Ablehnung der anderen. Wir wollen keiner dieser „langweiligen, engstirnigen Christen“ sein, um die jeder einen Bogen macht. Wir machen uns so sehr Gedanken um unser eigenes soziales Überleben, dass wir die verlorenen und einsamen Menschen in unserem nächsten Umfeld übersehen. Was wäre aber, wenn wir alle mehr wie Hal wären?

Unruhestifter

Es war mein erster Tag am Grand Rapids Community College in Michigan. Ich schlenderte allein über den Campus; zu diesem Zeitpunkt kannte ich noch keine Menschenseele. Von irgendwoher drang gedämpft eine Megafonstimme herüber. Ich ging in diese Richtung und traf auf einen Typen mit einem riesigen Schild, von dem mich die Worte „Du wirst in der Hölle landen!“ regelrecht ansprangen. Ich blieb wie angewurzelt stehen und war völlig perplex darüber, mit welcher Leidenschaft und mit welchem Zorn dieser Typ den vorbeikommenden Studenten die Botschaft entgegenbrüllte, dass sie wegen ihrer Sünden unweigerlich an diesem heißen Ort landen würden.

Eine junge Frau brach in Tränen aus, als er sie direkt ansprach und darüber schwadronierte, wie sündig und verdorben sie sei. Ich studierte damals Filmwissenschaft und hatte keinerlei Ambitionen, Pastor, Prediger oder irgendeine andere Art von Geistlichem zu wer-

den. Aber in diesem Moment war es, als würde ein Schalter umgelegt. Ich rastete aus.

Ich stürmte auf den Typen zu, riss ihm Schild und Megafon aus den Händen und rannte weg. Das Schild warf ich gleich auf den Gehsteig, dann sprang ich auf eine Parkbank in der Nähe und sprach selbst in das Megafon. Ich hatte weder Plan noch Konzept für eine Predigt, aber ich glühte nur so vor heiliger Empörung und jeder Menge Adrenalin. Ich wandte mich an das Mädchen und fing an, von Gottes Liebe zu reden. „Gott *liebt* dich! Du bist gut! Du kannst frei und heil werden und in seinen Augen ganz in Ordnung sein!“ Plötzlich kamen drei Polizeiwagen mit schrillendem Martinshorn vorgefahren. Bevor ich von der Bank springen konnte, hatten mich schon zwei stämmige Polizisten heruntergezerrt und mir verkündet, ich sei verhaftet – wegen Unruhestiftung.

Und ich hoffe, dass ich noch heute ein Unruhestifter bin! Wirklich. Denn das ist wahrscheinlich die höchste Auszeichnung, die ich je bekommen habe.

Warum hat mich diese Szene nur so bewegt? Als ich sah, wie dieser Typ andere im Namen Gottes erniedrigte und beschämte, hatte ich das Gefühl, als hielte er mir einen Spiegel vor. Denn es hatte Zeiten gegeben, in denen ich derjenige war, der anmaßend war, der andere verurteilte und an den Pranger stellte. Und dann spürte ich, wie in mir ein Entschluss hochkam: So will ich nicht sein. Ich wollte herausfinden, wie wir Menschen auf Gottes bedingungslose Liebe und Gnade hinweisen können, und zwar ohne Gebrüll und Beleidigungen.

Ich blätterte in der Bibel und suchte nach Beispielen dafür. Und ich stieß darauf, wie Jesus sein Leben gelebt hatte. Plötzlich stellte ich Fragen wie:

Wie hat Jesus die Menschen eingeladen, sich auf Gottes Geschichte mit ihnen einzulassen?

Wie hat er ins Reich Gottes eingeladen?

Wie haben die ersten Jünger das getan?

Wie haben die Jünger gelebt?

Und immer wieder entdeckte ich, dass es um Beziehungen geht, um Authentizität und die Bereitschaft, um der Guten Nachricht willen auch einmal unbequem und missverstanden zu werden. Jesus und seine Jünger führten dieses einladende Leben und haben damit die Welt verändert.

Wenn Christen darüber sprechen, wie man die Gute Nachricht verbreiten kann, werden irgendwann die Begriffe Begabung oder *Geistesgabe* fallen. Viele Jahre war das auch bei mir so. „Na ja, die haben eben diese Gabe. Ich meine, bei Pastoren oder Missionaren gehört das ja zum Job dazu, oder?“ Dann las ich eines Tages wieder einmal in der Bibel und stellte fest: In Wirklichkeit hat Gott uns allen die Aufgabe übertragen, ein einladendes Leben zu führen, mich selbst eingeschlossen. Und noch etwas ging mir auf: Die ersten Nachfolger von Jesus sahen darin nicht nur eine Aufgabe oder Verpflichtung. Für sie war es ein *Privileg*. Gott hatte ihnen seine Geschichte anvertraut, damit die ganze Welt erleben konnte, wie gut er ist.

Die ganze Stadt

Auch Paulus und Barnabas wussten um dieses Privileg. Das Neue Testament beschreibt sie als Männer, die bereit waren, dafür hohe Risiken einzugehen und dorthin zu gehen, wo der Heilige Geist sie hinschickte. So können wir es jedenfalls im 13. Kapitel der Apostelgeschichte nachlesen.

Im pisischen Antiochia besuchten sie den Gottesdienst der dor-

tigen Synagoge. Paulus und Barnabas setzten sich, und der Gottesdienst begann mit der üblichen Lesung, der schließlich die Verkündigung folgen würde. Der Synagogenvorsteher entdeckte die beiden Fremden und gab ihnen die Gelegenheit, etwas zu sagen. Paulus erhob sich und begann zu reden. Zunächst warf er einen Blick in die Geschichte des Volkes Israel und legte dar, wie Gott im Alten Testament durch ganz gewöhnliche Menschen tief greifende Veränderungen herbeigeführt hatte. Und die Leute waren von seiner Botschaft begeistert!

Dann fuhr er fort:

Wir sind heute hier, um euch eine gute Nachricht zu bringen: Die Botschaft, die Gott den Vätern [im Alten Testament] verheißen hat, ist nun für die Kinder wahr geworden – für uns! Er hat Jesus von den Toten auferweckt ... Meine lieben Freunde, ich möchte, dass ihr dies wisst: Nur wegen dieses auferstandenen Jesus kann euch Vergebung eurer Sünden zugesagt werden. Er vollbringt nämlich in allen, die glauben, all das, was das Gesetz des Mose nie erfüllen konnte. Aber jeder, der an den auferweckten Jesus glaubt, wird vor Gott als gut und gerecht und heil erklärt. Apostelgeschichte 13,32-33.38-39 (The Message)

Um gut, gerecht und heil zu werden, tun Menschen viel: Sie bemühen sich, boxen sich durch, versuchen, es sich zu kaufen. Paulus war sich bewusst, dass auch seine Zuhörer hart dafür arbeiteten, genau das von Gott zu hören. Und er brachte ihnen eine Botschaft, die sie noch nie gehört hatten. Durch den schlichten Glauben an Jesus Christus – an seinen Tod und seine Auferstehung – kann ein Mensch gut, gerecht und heil gemacht werden.

Als Paulus geendet hatte, waren die Menschen überwältigt. So

etwas hatten sie noch nie gehört. Viele fragten nach, wollten Einzelheiten wissen und mehr darüber erfahren. Sie baten Paulus und Barnabas, doch am darauffolgenden Wochenende wiederzukommen und mehr zu erzählen. Paulus und Barnabas willigten ein, in der Stadt zu bleiben, und „am folgenden Sabbat kam fast die ganze Stadt zusammen, um die Botschaft des Herrn zu hören“ (Apostelgeschichte 13,44; NGÜ).

Wissenschaftler glauben, dass Antiochia damals rund 50 000 Einwohner hatte. Zur jüdischen Synagogengemeinde gehörten nur schätzungsweise 200 Menschen – und in einer Woche hatten Paulus und Barnabas es geschafft, dass fast die gesamte Stadt in die Synagoge kam? Wenn 200 Personen 50 000 Menschen erreicht haben, dann bedeutet das, dass jeder Einzelne 250 andere zum Gottesdienst mitgebracht hat. Können Sie sich vorstellen, dass Sie und 199 andere Mitglieder Ihrer Gemeinde von Gottes Einladung so begeistert sind, dass Sie unbedingt davon erzählen müssen und fast alle Bewohner Ihres Ortes erreichen?

Hier ein Vergleich, damit Sie sich das besser vorstellen können. Ann Arbor ist die sechstgrößte Stadt im Staat Michigan. Im Herbst wachen die Bewohner der Stadt früh auf, ziehen sich ihre blau-gelben Jacken an und fahren zum Campus, um die Wolverines spielen zu sehen – im Big House, dem vermutlich ungewöhnlichsten Stadion in den USA. Es sieht praktisch aus wie eine riesige Schüssel, die in die Erde eingelassen wurde, sodass sich die Tribünen beinahe ebenerdig befinden.

Am 7. September 2013 waren die Notre Dame Fighting Irish mehr als dreihundert Kilometer nach Ann Arbor gefahren, um dort gegen die Wolverines zu verlieren. Das Spiel brach alle Zuschauerrekorde in der Geschichte des Collegefußballs – 115 109 Menschen bevölkerten das Big House.³ Damals hatte Ann Arbor eine Gesamt-

bevölkerung von ca. 117 000 Menschen⁴; das Stadion bot also genügend Platz für fast für jeden, der in dieser Stadt wohnte.

Zurück nach Antiochia. Als die Menschen zur Synagoge strömten, zeigte sich rasch, dass sie nicht alle Platz finden würden. Daher verlegte man die Versammlung an den größten Veranstaltungsort der Stadt: ins Amphitheater. Was brachte eine kleine jüdische Gemeinde dazu, der gesamten Stadt die Gute Nachricht zu bringen? Diese jungen Gläubigen kamen nicht, um einem begnadeten Redner zuzuhören. Es war auch nicht der tolle Lobpreis in der Gemeinde. Sie schleppten auch nicht deswegen jeden, der ihnen über den Weg lief, mit, weil er unbedingt eine charismatische Persönlichkeit treffen musste. Was sie auf so radikale Weise antrieb, war die Liebe Gottes, die in ihren Herzen angekommen war. Sie hatten die Wahrheit gehört: dass sie durch Jesus gut, gerecht und heil werden konnten, und das motivierte sie dazu, jeden einzuladen, der ihnen begegnete.

Können Sie sich vorstellen, wie groß die Begeisterung, die Neugier und das Staunen in der Stadt waren, als eine kleine, bislang eher unbeachtete Gruppe von Menschen auf einmal dafür sorgte, dass ihre Gemeinde im Licht der Öffentlichkeit stand? Diese kleine Gruppe hatte auf einmal die Möglichkeit, sich mit den Menschen über Dinge zu unterhalten, die ihnen auf der Seele brannten. Die Gemeinde war für ihre Stadt relevant geworden.

Aber nicht alle waren glücklich darüber, dass all diese Fremden, die man eingeladen hatte, auch tatsächlich kamen. Sie störten den geregelten Ablauf; sie brachten die Sitzpläne und die Tagesordnung durcheinander. Die Bibel berichtet: „Als diejenigen Juden, die vom Evangelium nichts wissen wollten, die Menschenmassen sahen, packte sie der Neid, und sie beschimpften Paulus und widersprachen ihm bei allem, was er sagte“ (Apostelgeschichte 13,45; NGÜ). Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie einige dieser religiösen Führer

die Nase rümpften. „So was hatten wir hier ja noch nie! Wie, der ist auch da? Kaum zu fassen, dass der den Nerv hat, sich hier blicken zu lassen.“

Versetzen wir uns mal in eine der Personen, die zum ersten Mal zu einer religiösen Veranstaltung kamen. Wie fühlte sie sich wohl? Malen wir uns einmal aus, welche jahrelangen Überlegungen, wie viele Entscheidungen diesem Augenblick vorausgingen, in dem jemand endlich den Mut aufbrachte, sich eine Predigt über Gott anzuhören. Und dann denken Sie einmal darüber nach, welche Rolle wir dabei spielen – wir können Gott unterstützen, wenn er die Menschen zu sich zieht, oder wir können andere durch unseren Mangel an Mitgefühl und Verständnis abschrecken. Als Christen repräsentieren wir gewissermaßen Gott. Wie reagieren wir, wenn wir mit Veränderungen oder Wandel konfrontiert sind?

In Antiochia gab es Menschen, die die Veränderungen in ihrer Gemeinde nicht freudig begrüßten; stattdessen beschimpften sie Paulus und widersprachen allem, was er sagte. Man erkennt es immer schnell, wenn bei einem Gläubigen oder einer Gemeinde an die Stelle der Sehnsucht nach Gott nur noch der Wunsch nach einem reibungslosen Routineablauf geblieben ist. Man sieht es daran, wie jedes Wachstum misstrauisch beäugt und sich jeder Veränderung widersetzt wird. Aber gute Nachrichten lassen sich nicht aufhalten! Paulus und Barnabas jedenfalls schreckte die negative Reaktion nicht ab. Sie wandten sich an die zigtausend Menschen, die positiv auf ihre Botschaft reagierten. Und was war die Folge? „Die Botschaft von der Erlösung verbreitete sich rasch in der ganzen Gegend“ (Apostelgeschichte 13,49; WD). Paulus und Barnabas hatten ein Fünkchen Hoffnung gebracht, und das ließ wiederum bald in einer ganzen Region das Licht der Freiheit und neues Leben erstrahlen.

Wir brauchen mehr solcher Geschichten

Es ist nicht immer leicht, anderen von unserem Glauben zu erzählen. Wirklich, es ist nicht leicht, sich bei anderen so viel Vertrauen und Respekt zu erwerben, dass wir mit ihnen so über den Glauben sprechen können, dass sie positiv reagieren. Die Welt, in der wir heute leben, ist hektisch und unpersönlich. Und wir scrollen und klicken und liken, was uns online präsentiert wird, und erhaschen so Einblicke in das Leben anderer – aber aus sicherer Entfernung.

Wir haben mehr zu tun als je zuvor, sind produktiver als je zuvor und isolierter und beziehungsärmer als je zuvor. Nach einer Studie der amerikanischen Gesundheitsbehörde, des Center for Disease Control (CDC), waren 2006 fast zehn Prozent der Amerikaner depressiv.⁵ Studien haben außerdem gezeigt, dass die soziale Isolation wächst, während „die soziale Verbundenheit signifikant abnimmt“.⁶ Überrascht es da, dass wir die Kunst, Beziehungen zu pflegen, allmählich verlernen? Es ist ein Geschenk, wenn ein anderer Mensch uns einlädt, Teil seines Lebens zu sein – und uns damit gestattet, seine Fehler und sein Versagen ebenso mitzuerleben wie seine Freuden und Erfolge. Einladend zu leben bedeutet nicht nur, neue Wege zu finden, wie wir Menschen zum Glauben einladen können. Es bedeutet auch zu entdecken, was nötig ist, damit andere uns in ihr Leben einladen.

In einem Song, den ein Freund von mir geschrieben hat, heißt es: „Ich wurde eingeladen – ich will die Einladung weitergeben.“⁷ Ich weiß noch genau, wie sich in mir etwas veränderte, als ich diese Zeile zum ersten Mal hörte. Mir wurde bewusst, dass ich zwar die Einladung zu einem Leben mit Gott angenommen, aber selbst nichts getan hatte, um sie weiterzugeben. Ich hatte das Geschenk der Gnade entgegengenommen, und nun spürte ich ein neues Verlangen, es weiterzugeben.